

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Hermann Lenz

Der Kutscher und
der Wappenmaler

Bibliothek Suhrkamp

Lenz, Hermann
Der Kutscher und der Wappenmaler

Roman

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 428
978-3-518-24044-1

SV

Band 428 der Bibliothek Suhrkamp

Hermann Lenz wurde am 26. Februar 1913 in Stuttgart geboren und starb am 12. Mai 1998 in München. Nach dem Abitur im Jahr 1931 studierte Lenz Theologie in Tübingen und anschließend von 1933 bis 1940 Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik in Heidelberg und München. Von 1940 bis 1946 war er als Soldat in Frankreich und Russland stationiert und kurze Zeit in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Seine schriftstellerische Arbeit begann Lenz 1946 in Stuttgart. Im selben Jahr heiratete er die Kunsthistorikerin Hanne Trautwein. Von 1951 bis 1971 war er Sekretär des Süddeutschen Schriftstellerverbandes. 1972 begegnete er zum erste Mal Peter Handke. Ab 1975 lebte Lenz in München. Er erhielt zahlreiche Preise für seine Werke.

Hermann Lenz
Der Kutscher
und der Wappenmaler

Roman

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24044-1

Erster Teil

Von der Alleenstraße, wo er in einem Hinterhaus logierte, fuhr der Kutscher August Kandel am siebzehnten Juni, abends gegen halb acht, zum Neuen Schloß. Er horchte auf das Hufeklappern und überlegte, wer der Reisende sein könne, der hinter ihm, die Beine übereinandergeschlagen und zurückgelehnt, eine Zigarre rauchte, als Gepäck nur eine glasperlenbestickte Tasche bei sich hatte, die längst aus der Mode gekommen war, und leise mit sich selber sprach. Kandel meinte, er habe seinen Dialekt, eine Mischung aus Tschechisch und aus Deutsch, zum ersten Mal in Wien gehört.

Der Mann war groß und hatte breite Schultern; gelbliches Haar hing ihm über den Rockkragen; sein Gesicht war faltenzerschnitten, abweisend und streng; und trotz der Wärme trug er einen schwarzen Havelock.

Jetzt schwieg er endlich. Kandel überließ sich seiner schaukelnden Kalesche, die gut gefedert war und zwei altersgelbe, in den Ritzen grüspanige Lampen hatte. Wieder murmelte der Eigenbrötler hinter ihm und spuckte auf die Straße; das war nicht elegant. Aber Format hatte der Kerl, das jedenfalls; so etwas merkte doch ein Kutscher. Und Kandel schaute, jetzt nicht weit vom Friedrichsbau, die Straße zum Hotel hinunter, das Goldlettern überm Eingang glänzen ließ, sah Säulen einer Kolonnade rechter Hand, wo die Schaufenster des Hofjuweliers Gustav Louis Menner spiegelten, und war dann bald auf dem rötlichen Kiesbelag unter Kastanien, die ein Rasenparterre mit Brunnen, Siegessäule und Musikpavillon umgaben. Beim Schloß wurde die Stille einer wenig befahrenen Straße spürbar, Kandelaber zeigten zwischen Eisenketten die Sträuße ihrer Lampen, und auf zwei Sockeln hielten ein Löwe und ein Hirsch ovale Wappenschilder fest, beide geschwärzt.

»Ja, hineinfahren... In den Hof. Und vor der Auffahrt halten. Dienstboteneingang bin ich nicht gewohnt«, sagte der Mann.

Der Posten ließ ihn durch. Es rauschte jetzt der Sandbelag des Hofes unter den Kutschenrädern, ein Geräusch, das Kandel liebte. Und er freute sich, weil sein Mann vor dem Mitteleingang abgewiesen und zur Lieferantentüre geschickt wurde. – »Ich bin Wappenmaler, und die dort brauchen mich, auch wenn sie mich von hinten hineinkriechen lassen«, sagte er und bezahlte mit einer Goldmünze. Kandel gab ihm heraus. Dann schenkte ihm der Wappenmaler fünfzig Pfennige, ein angemessenes Trinkgeld, nicht zu viel und nicht zu wenig.

Beim Zurückfahren zum Standplatz, dem Bahnhof gegenüber und im Schatten des weißen Hotels Royal, dachte er an ihn zurück. Wappenmaler... der richtige Beruf. Jedenfalls besser als Kutscher. Der führte ein Leben, das sich lohnte. Bei dir kommt nicht besonders viel heraus, aber es reicht... Immerhin hatte Kandel ein Baumgut gekauft, zwar nicht besonders groß und auf der Maurener Geruhstatt bei Münchingen gelegen. Und er dachte: nach Wien kommst du wahrscheinlich nie mehr... Vor vielen Jahren war er dort gewesen und sah jetzt die Stadt in Gedanken wieder: Vor einem breiten und schwarzen Museum fiel Regen blank herein und spritzte auf dem Trottoir; ein Gärtner rechte Kies und war von blankem Licht umrändert, als wär er eine steinerne Gestalt; an einer Ecke der Marc Aurel-Gasse, nicht weit von der Altstadt, kam im scharfen Wind – denn immer war's windig in Wien, anders als hier, wo's öfters schwül war – ein Mann mit Backenbart auf ihn zu, dessen Gesicht er nicht vergessen konnte, weil es ihm abgerückt erschienen war, anders als das des Wappenmalers. Am Stadtkanal wurden Bäume vom Morgenlicht beschienen und bewegten sich; der Ballhausplatz war weit, und die Anlage mit der weißen Marmorwand,

die zur Erinnerung an Kaiserin Elisabeth errichtet worden war, tauchte darauf; dazu ein Springbrunnen, der schwankte, als ob er eine Peitsche mit silbernem Stiel wäre.

Alles war dasselbe, und wozu das Ganze? Dieses Herumzockeln mit der Kutsche; immer devot daherschwätzen müssen, während dir die Leute doch gleichgültig oder widerwärtig sind. Einer wie der Wappenmaler aber . . . oder Lili, seine Nichte, die bei den Amerongens war und wußte, wie sie sich ein schlaues Leben machen konnte, indes er mit seinen siebenundvierzig Jahren am liebsten weggefahren wäre. Schluß machen, verschwinden, und weitab wieder neu anfangen; den Namen wechseln und für niemand mehr erreichbar sein, das hätte sich gelohnt. Wenn du weit weg bist, schmeckst du etwas Frisches; jede Wegbiegung und jedes Trottoir ist neu und unbekannt . . .

Einem wie dem Wappenmaler aber hing nichts an den Gelenken; kein Zuhause, kein stickiges Ungefähr. . . Und Kandel sah wieder den Schloßhof vor sich: leer im weiten Licht, das die hohen Fenster starr machte, eine gläserne Versammlung in grünlichen Sandsteinmauern; ein sandiger und weiter Platz, von schattigen Bäumen umstellt; und ungerührt das Ganze trotz dieser Bewegung breitlappiger Blätter, starker Äste.

Es gefiel ihm, wenn er daran zurückdachte, und er wunderte sich über seine wechselnde Empfindung. Also bleibst du hier, dachte er und lächelte für sich. Sein Kollege Egelhaf, der neben ihm auf dem Samtpolster seines Wagens eine Decke zurechtlegte, sagte: »Jetzt sieht der Kandel wieder menschlich aus.« Sie lachten, und Egelhaf fügte hinzu: »Wie du vorhin ausg'schaut hast, möcht ich dir nicht im Wald begegnen.« Der war ein dicker Kerl mit Sattelnase, Schnauzbart und am Kinn einer grauen Mücke, während Kandel glatt rasiert ging. Egelhaf gefiel ihm; der wohnte in Gaisburg hinter einem Misthaufen und hatte

Landwirtschaft dabei. Jetzt sagte er: »Du, gestern abend hat dem König Karl sein Weib wieder Wasser am Jakobsbrünnele getrunken« und pries das Gaisburger Wasser als seltene Gottesgabe. Wenn ihm sein Mädle – so sprach er von seiner Tochter – das Wasser bringe, sei der graue Steinkrug außen immer naßkalt beschlagen, so kühl sei dieses Wasser. Und Kandel dachte an das Märchen vom Wasser des Lebens und sagte zu Egelhaf: »Ich komm mal zu dir, und dann bringst du mir ein Glas.« Darauf Egelhaf: »Aber net bloß Wasser, ha?« – »Ha freilich.«

Was man halt so mit einem Kollegen schwätzte. Und warum auch nicht? Der Wappenmaler ist dir doch begegnet . . . Er sah den Bahnhof mit seinen altersschwarzen Säulen, sah unten überm Eingang des Hotels Goldlettern glänzen und hörte von Egelhaf, daß dort sein Schwiegervater für fünfzig lebende Forellen ein Goldstück bekommen habe. Gut, daß das Gold als Münze noch von Hand zu Hand ging, denn das bedeutete etwas. . . Aber du bist doch gar nicht fürs Solide, denk bloß an den Wappenmaler. Also, der führt kein solides Leben; darauf kannst du dich verlassen.

Obwohl er nichts von dem Mann wußte, stellte er sich ihn doch so vor, so wie er meinte, daß er vielleicht wäre; also ehrgeizig und rücksichtslos, während er, August Kandel, sich gefällig und zufrieden zeigen mußte. Du willst deine Gefühlswallungen in der Hand behalten. Dies erscheint dir wirkungsvoll, falls du auf Wirkung bei den anderen bedacht bist; nun, das will schließlich jeder, du findest es zwar dumm, wenn's einer will, und auch bei dir hältst du's für töricht. Und Selbstgespräche waren immer Ausflüsse einer Stimmung und nicht einmal einer, die man sich klar machte.

Er wartete, stand neben seiner Kutsche, ging zum Pferd, streichelte es. In fünf Minuten machst du Schluß für heut, und niemandem erzählst du von dem Wappenmaler. . . Egelhaf schwätzte; der erzählte wieder einmal von seinem

Vater, auf den er stolz war, vielleicht, weil der nur nebelhaft in seiner Erinnerung lebte als hagerer Mensch mit schwarzem Backenbart, ein Metzger, der, als Egelhaf drei Jahre alt gewesen, an den Pocken gestorben war. Er sagte von ihm, daß er »keinen guten geraucht« habe und ein hitzköpfiger und jähzorniger Kerl gewesen sei; der hatte nicht umsonst drei Jahre auf dem Asperg sitzen müssen. Der war dort eingelocht gewesen, weil er als Freischärler bei der Revolution mitgemacht hatte; Anno achtundvierzig. . . Doch war's natürlich barer Unsinn, Revolution zu machen, weil niemals etwas anders wurde und alles nur so ablief wie es mußte; denn auch Revolutionen waren eingeordnet und gehörten zum Plan, den keiner kannte. Hätte ein Mensch den Plan gekannt, dann hätte er vielleicht gar nicht mehr leben wollen.

Zu Egelhaf sagte er: »Mach's gut, Louis«, stieg auf den Bock und ließ die Zügel auf den Pferderücken klatschen: »Komm, Hansel.« Er wendete und fuhr die Friedrichstraße abwärts zur Alleenstraße, wo das Grün in den Vorgärten und das Laub der Bäume den Hauch des Abends hatte. Ausbleichendes Zwielight mischte sich in die fast leere Straße, machte sie weiter als sie war. Dies erschien Kandel eindrucksvoll, wahrscheinlich, weil's die Häuser so einschichtig machte, wie auch der Wappenmaler ausgesehen hatte. Jawohl, das war's. Mit siebenundvierzig entsprach etwas wie Zwielight und der Wunsch, nicht mehr ins Abgenutzte und Gewohnte heimkehren zu müssen, dem kühlen Hauch, den er hinter der Stirne spürte; oder an der Stirne. Ja, dies war genauer. . . Und Kandel lehnte sich zurück im Fahren und streckte beide Beine aus.

Dann einbiegen, im Hof ausspannen und den Gaul mit schleifendem Geschirr in den Stall stapfen lassen.

Er nahm das Kummet ab, striegelte sein Pferd wie jeden Abend. Der Hans bekam sein Wasser und den Hafer. Und so wie jeden Abend unterhielt er sich auch jetzt mit

seinem Gaul. »Etwas Neues möcht ich hören, etwas anderes. Verstehst mich, Hansel?« sagte er und wünschte sich, sein Pferd möge aufpassen, wenn er mit ihm sprach.

Kandel rasierte sich und zog sich um. Der Abend war die Zeit der Freiheit; da durfte er ausschweifen; zumindest in der Phantasie war's ihm erlaubt. Er bürstete den Schoßrock, nahm aus der Weste, die noch warm war, seine Uhr, die gewichtige Silberzwiebel, die mit einem kleinen Schlüssel aufgezogen wurde, und legte den Schlüssel wieder in den Geldbeutel zurück. Er schmunzelte und sagte zu sich selber: »Welch ein ordentlicher Mensch der Kutscher Kandel ist. . . nicht auszudenken!« Er brauchte sich nach niemandem zu richten, konnte weggehen, wann es ihm behagte. Und daß du niemals mehr nach Wien kommst, das ist sehr die Frage; einmal leistest du es dir, dorthin wegzugehen. . . Und wieder dachte er an Egelhaf, der stolz auf seinen revolutionären Vater war und gerne rebellische Reden führte, freilich solche lustiger Natur, etwa gegen die Verdorbenheit der feinen Leute oder daß der deutsche Michel halt immer der Dumme sei und auch drüben in China für die Engländer den Polanti habe machen müssen. Nein, Egelhaf sagte nicht ›Polanti‹, denn das war bayerisch oder österreichisch.

Hinausgehen in die Nacht. Und es schien ihm, als ob vor ihm der Wappenmaler ginge: Jetzt blieb der stehen, drehte sich zur Seite und verschwand in einem Haus. Vielleicht suchte er den Kutscher Kandel. . . Unsinn, bilde dir nichts ein. . . Und im Weitergehen sah er den Wappenmaler vor sich, wie er dagesessen war, die Hände auf den Elfenbeinknauf seines Stocks gestützt und vorgebeugt; die Lider halb geschlossen, schien er nachzuhorchen oder etwas nachzuprüfen, wahrscheinlich ein Wappenbild, das er zu malen dachte. Und Kandel sah die Hände dieses Wappenmalers, welche mager waren, lang und fest und mit ovalen Nä-

geln; auf dem Handrücken bildeten sich Adern ab. Kandel wunderte sich, daß er die Finger dieses Mannes deutlich im Gedächtnis hatte. Du hast sie doch kaum angesehen. . . Eigentlich nur, als er dir das Goldstück gegeben hat und du ihm herausgeben mußtest. . . Es kam ihm in den Sinn: am Ende sei das Goldstück falsch. Er lachte, schüttelte den Kopf im Gehen und wunderte sich, daß ihm so etwas eingefallen war. Nein, nichts zum wundern. Aber du mußt mit deiner Nichte über diesen Wappenmaler sprechen. Ohne merken zu lassen, daß du an ihm interessiert bist, solltest du aus deiner Nichte etwas herausholen, das für dich interessant ist. . . Im übrigen mußt du auf sie aufpassen, das bist du deiner toten Schwester schuldig. . . Und er dachte an das Dorf Hirschlanden, wo sein Schwager eine Gemischtwarenhandlung umtrieb und wie Egelhaf Landwirtschaft und einen Weinberg dabei hatte.

Eine elegante Kutsche fuhr vorüber. Egelhaf winkte mit der Peitsche. Ja, der. . . Der hatte einen feineren Wagen als er, und in den Polstern roch es nach Parfüm; der hatte Samtpolster, während Kandels Wagen Ledersitze hatte, die heiß wurden, wenn die Sonne darauf schien. Aber solch ein Lederpolster war doch hygienischer, und Kandel brauchte nicht so viel zu putzen. Denn Egelhaf war immer am Ausbürsten, oder er rieb Flecken aus dem dunkelblauen Samt. Der fuhr eine ausrangierte Hofkutsche, die er billig gekauft hatte, weil an der linken Lampe ein Messingadler abgebrochen war.

Kandel hoffte, seiner Nichte zu begegnen, weil er nicht in die Villa Amerongen gehen konnte, obwohl die einen Lieferanten-Eingang hatte; Besuche für die Domestiken waren dort jedenfalls nicht erwünscht. Wenn er Lili zufällig auf der Straße traf, dann war es besser. Und er erinnerte sich, von Egelhaf gehört zu haben, seine Nichte sei vom

Kollegen Eipper mit einem gewissen Herrn von Süskindt zum Wilhelma-Theater gefahren worden, wo der Schwank ›Wie man Männer fesselt‹ gespielt wurde.

Du gönnst der Lili alles; wenn sie nur kein Kind. . . Aber er konnte sie nicht hüten, und das verlangte auch niemand von ihm. Lili wußte, daß er einer war, der seine Freiheit haben wollte. Ach ja, deine ›Freiheit‹. . . Immerhin, jetzt kannst du gehen, wohin du willst; es darf dir keiner was vorschreiben. Und er ging wieder nach Wien, freilich nur in Gedanken. Eine abwegige Sache, diese Sympathie für eine Stadt, wo er nicht leben wollte, weil er dachte: dann wird sie dir auch nur gewohnt oder gewöhnlich. . . Und ihm fiel ein, daß er in Münchingen, wo er als Sohn des Bauern Kandel, der auch Mesner gewesen war, den Ofen in der Kirche geheizt hatte. Nicht weit vom Ofen aber war die Tochter des Grafen Leutrum gesessen. Alles längst vorbei. . . Aber gut, daß sich das Bild zurückgezogen oder versenkt hatte, sozusagen in unteren Schichten, als wär dort etwas abgelagert worden, aus dem er's hervorholen konnte, wann er wollte. Und er erinnerte sich, daß er winters immer den Ofen in der Kirche hatte heizen müssen; das war ihm leichtgefallen, weil er's dem jungen Fräulein von Leutrum zuliebe tat, der Tochter des Grafen Leutrum also, dem die Nippenburg gehörte. Sie kam mit ihren Eltern in die Kirche, winters in einem Schlitten; und Kandel wär am liebsten beim Grafen Leutrum gewesen, doch dies arrangierte sich halt nicht; weshalb er für das Fräulein diesen großen gußeisernen Ofen links unter der Kanzel heizte und vor der Kirche, die Hände in den Hosentaschen, mit den Alten zusah, wie sie zwischen ihren Eltern vorgefahren kam und wie die Decke auf ihrem Schoß schwarz war und rote Streifen hatte; denn eine derart dicke, breite Decke, eine wie ein Fell glänzende, die fingerlange Fasern hatte, war ihm bis heute nirgends vorgekommen, obwohl er eine solche für seine Kutschengäste gerne gehabt hätte. Aber

was dachte er denn an die Decke, wenn's ihm doch auf Franziska Leutrum ankam.

Es war doch nur ihr grünes Kleid gewesen, und daß sie beim Schäferlauf in Markgröningen in der offenen Kalesche am Rand des kahlen Feldes im Septemberlicht gestanden war, die Hand über den Augen; und als die Schäfer barfuß übers Stoppelfeld gelaufen waren, hatte sie sich auf ihren Daumen gebissen, wahrscheinlich weil sie aufgeregt war. Freilich, ein anderer hatte gewonnen, nicht der, dem sie es gewünscht hatte; das merkte er, weil sie den Mund verzog und von ihrer Mama angeschubst werden mußte, um dem Sieger, der ihr gleichgültig war, die Schäferkrone aufzusetzen. Gewöhn dich nur daran, immer kommt's anders. . . dachte er, als ob es heute wäre, jetzt, bei Nacht, aber trotzdem im Hellen. Die junge Gräfin Leutrum hatte sich nach Wien verheiratet, und deshalb war er dort ein halbes Jahr gewesen. Freilich nicht als Kutscher, sondern als Austräger einer Musikalienhandlung, weil er gehofft hatte, das Fräulein werde dort einmal eine Gitarre kaufen. Zwar poetisch gedacht, aber falsch kalkuliert. Du hast gemeint, die würde Lieder zur Gitarre singen, so passe es zu ihr. Zu der paßte wahrscheinlich etwas anderes, also vielleicht Pferde; doch auch im Prater hast du sie nie reiten sehen. Und wie oft bist du dort herumgestrichen, fast an jedem Sonntag Morgen. Und die Kutscher hast du arg beneidet. Aber in Wien leben? Nein. Das wär ja so gewesen, als ob du die kleine Leutrum bekommen hättest. . . Denn es mußte etwas in der Ferne stehenbleiben, das unerreichbar war; sonst wurde es bloß steinern und blieb nicht mehr so angeschienen und als sähe er's von weitem. Also, sagen wir mal: eine Wolke.

Hm, du. . . mit deinem Anschauen von ferneher. . . Aber du willst's nicht anders. Auch deine Nichte Lili soll nur bei den Amerongens bleiben und mit einem namens Süskindt ins Theater gehen; das ist schon recht. . . Den Wap-

penmaler aber, den möchtest du wiedersehen; weil der alles weiß, weil der's erreicht hat, in ein Schloß hineinzukommen. . . Übrigens in dasselbe Schloß, wo auch die Lili öfters hinkam. Und der Wappenmaler war ein Lebensmeister.

Ob er sich täuschte? Lassen wir den Mann auf uns zukommen, dachte er und ging am Stadtgarten vorbei. Neben ihm streckte sich ein Staketenzaun, und vom Café herüber klang ein Tusch, weil dort der Zauberkünstler mit dem Musical-Clown auftrat, von denen oft die Rede war, wenn Kandel mit Kollegen sprach. Und er überlegte, weshalb er solchen Belustigungen aus dem Weg ging, sagte halblaut: »Du brauchst sie einfach nicht. . .« und hörte Bäume rauschen. Blätter schwankten vor den Sternen; die meisten wurden hier vom Licht verschluckt. Nie war über einer Stadt die Milchstraße zu sehen, aber daß sie da ist, weißt du, erinnerst dich an sie von Spaziergängen bei Nacht in deinem Urlaubsort; und er sah die Sternfelder sich ausdehnen, weit verzweigt wie Silbersträuße oder Silberzweige. Dort über den Wäldern in der reingefegten Luft der Berge, alle tausend Meter hoch, eine Verborgenheit und ein erhabenes Weitab. Er sah die Hütten der Waldbauern, als ob sie in ihm selber lägen, alle niedrig und mit silbergrauen Schindeldächern, manche auch mit rostigen Blechdächern. Dort würde es dem Wappenmaler auch gefallen. Nein, der mußte in großen Städten schaffen, woanders wurde er nicht hinggerufen; den brauchte man doch nur am Hof.

Nun gut, du machst dir da einen zurecht, der anders ist als die Gewöhnlichen, weißt aber, daß jeder nur das tun muß, was andere brauchen. Oder zitiert der König – nein, nicht der König, sondern einer der Beamten, und von denen weder der Kabinettssekretär noch der Hofmarschall – deinen Mann hierher, weil er sein Handwerk braucht? Na also. . . Von Notdurft eingeengt lebt auch dein Wappenmaler.

Es wäre überraschend, einmal einem zu begegnen, der frei leben konnte. Ein Traum und eine gutmütige Vorstellung; oder nur ein Wunsch. Die Wünsche und die Sehnsucht gehörten zu allen Menschen. Ja, du bist ein Spintisierer, aber so gehört es sich für dich... Und Kandel wunderte sich wieder einmal, weil die andern, oder immerhin die meisten, so arg tüchtig waren und sich beispielsweise drum bemühten, daß Fabriken liefen; ums Nachdenken aber schien sich kaum einer zu kümmern.

Immer noch ging er am Staketenzaun des Stadtgartens entlang, wo jetzt ein Paar im Dunkeln auf ihn zu kam, und im Gaslampenlicht sah er seine Nichte neben einem Leutnant. Sie schaute geradeaus und hatte große Augen unterm hellen Haar; eine, die steif ging und sich ihm jetzt so zeigte, wie er sie noch nie gesehen hatte; aber vielleicht war das Gaslicht daran schuld, das überm ausgeschnittenen Kleid ihre Schlüsselbeinknochen hervortreten ließ; dazu der lange Rock, und daß beim Gehen ihre Knie sich kaum abzeichnen konnten, wahrscheinlich, weil sie kleine Schritte machte. Die war ja fast wie eingleitendes Steinbild... Und als ein Busch sich zwischen sie und Kandel schob – der Weg machte hier einen Bogen –, fiel ihm ein, daß er von ihrem Begleiter nur die Uniform behalten hatte. Übrigens glich Lili jener Gräfin Leutrum, die in der Münchinger Kirche immer beim Ofen gesessen war, den er nur für sie geheizt hatte.

Er traf sie, als er wieder zurückging. Jetzt war sie allein. Vor Läden mit erloschenen Schaufenstern sagte er, die gefielen ihm am besten, wenn die Markisen herabgelassen seien, also in der Mittagshitze. Und sie antwortete mit einem langsamen »ja«, schwieg eine Weile und beschrieb mit vielen Wörtern, die ihm affektiert vorkamen, diese manchmal wie Halbkugeln gewölbten Markisen mit rundlappigen weißen und roten Zipfeln; sie gefielen ihr am

besten, wenn sie ausgebleicht und zerschlissen waren. Dazu das scharfe Licht und der Schatten dicht daneben, der nun wirklich schwarz daliege, was man selten sehe: »Aber manchmal kommt es vor.«

»Liebeskummer auch«, sagte Kandel.

»Er will mich bei der Großtante, die auch im Haus lebt und nicht mehr ganz beisammen ist, anzeigen. Die findet eine Brosche nicht. Und er sagt: ›Ich garantiere dir, daß die Brosche bei dir gefunden wird, wenn du nicht. . . Doch das kannst du dir denken.«

»Ach so. . . Ja, ich versteh schon.« Und Kandel lachte. Wovon Lili jetzt erzählte, das war nichts anderes als halt ein bißchen Lebensschmutz. Der junge Herr wünschte sich also, mit ihr ins Bett zu gehen, und setzte Druck dahinter. »Dar- an mußt du dich jetzt gewöhnen. Eine schmutzige und ge- sundheitsschädliche Veranstaltung ist das Leben sowieso«, sagte Kandel und machte ihr klar, daß ihr Verehrer je- mand kennen müsse, der bei den Amerongens immer um sie herum sei: »Ich will nicht wissen, wen du im Verdacht hast; aber der praktiziert dir diese Brosche in dein Nacht- kästle hinein oder schiebt sie zwischen deine Wäsche. . . Al- le Achtung, dein Verehrer hat sich's genau überlegt! Und ein Landkind wie du kommt dem nicht aus, nur hat er halt mit deinem Onkel August nicht gerechnet. Und des- halb schreibst du jetzt alles, was er zu dir g'sagt hat, in mein Notizbuch hinein. Mit Datum, undsoweiter. Komm mit ins Café Olgabau.«

Sie gingen am Neuen Schloß vorbei, wo die Wachen ein- ander ablösten, ein gedämpftes Verschieben dunkler Pup- pen vor dem Ehrenhof mit brennenden Gaskandelabern. Wenige Fenster waren hell, und Kandel überlegte, ob er seine Nichte fragen solle, wo der Wappenmaler wohne, aber dafür hätte sie wahrscheinlich jetzt kein Ohr gehabt. Was du verstehen kannst. . . Und er mußte herausbekom- men, ob sie diesen Süskindt liebte oder nicht. Vielleicht

war dafür die Nacht, und wenn man so zwischen den stummen Mauern herumging, verhältnismäßig günstig; besser jedenfalls als ein Kaffeehaus.

»Sag mal: Paßt der Mann eigentlich zu dir?«

»Wer bitte?«

»Der mit der Brosche. Erinnerst du dich noch?« »Selbstverständlich. . . Aber du, das weiß ich nicht.« Und sie sagte, daß sie es gern habe, wenn er neben ihr schwätzte; es tue ihr wohl. Und dann sei es natürlich auch die Uniform.

»So ist doch jede, und es ist ein eigenes Gefühl, wenn du über die Trepp im Wilhelmatheater 'runtergehst, und die Leut drehen sich nach dir um. Gut sieht er aus, der Herr von Süskindt.«

»Glaube ich dir unbesehen.«

Die beiden mußten noch am Anfang sein, also nicht besonders weit. . . Weshalb er zu ihr sagte, sie solle es doch hinauszögern und sagen: »Ja, gern, ich will schon, aber 's geht halt schwer. . . Weißt du: die Amerongens wollen, daß ich abends immer da bin.«

»Das habe ich doch schon oft genug gesagt! Und er weiß auch, daß ich's gut hab bei den Amerongens. Die lassen mich gern weg.« – »Und von wem weiß er's denn?« – »Von mir natürlich. Ich hab's ihm am Anfang erzählt.« – »Dann seid ihr also jedenfalls schon beide über das Größte hinaus. Geküßt habt ihr euch nicht?« – »Und wie!«

Und wie. . . Also war's doch schwieriger als er sich's gedacht hatte, und deshalb mußte er jetzt fest hinlangen; grob und deutlich, sozusagen habhaft. Nein, auch schlecht. Die Lili mußte selber herausfinden, was er dachte, und glauben, sie habe es selbst gedacht; als sei's ein ganz und gar freier Entschluß von ihr, wenn sie ihm sagte. . . Aber, was sollte sie dem Süskindt sagen?

Kandel redete ganz allgemein über Verlobungen und so. Nach seinen Beobachtungen sei jede auseinandergegangen, wenn eine Kutscherstochter, also sagen wir mal: nicht ei-

nen Friseur oder einen Wirt, also einen vom gleichen Genre genommen habe. »Da hat zum Beispiel eine Kellnerin einen Rechtsanwalt. . . Und was ist dabei herausgekommen? Daß der Mann sich seiner Frau geschämt hat, wenn er in G'sellschaft g'wesen ist. So was geht leider nur selten zusammen, aber vielleicht geht's bei dir?«

Sie schwieg. Kandel konnte nicht herausbringen, was sie dachte, und ging mit ihr ins Olgabau-Café hinein, wo Damen in langen Kleidern und mit Federhüten hinterm verschnörkelten Treppengeländer zur ersten Etage hinaufschwebten, und Herren vom Stammtisch bei der Treppe die Köpfe drehten, weil manchmal ein Damenknöchel sichtbar wurde.

Sie saßen hinterm hohen Fenster, wo eine Wolkengardine hing. Kandel schob ihr sein Notizbuch mit dem Bleistift zu: »Jetzt schreibst hinein, was er dir angedroht hat. Das mit der Brosche mein' ich. Mit Datum von heut. . . Und heute ist. . .«

»Ja, ich weiß schon.«

Sie fing zu schreiben an, nickte, überlegte wieder, bestellte sich einen Kaffee, drückte die Bleistiftspitze an die Backe, sah zur Decke auf, die frisch getüncht war und Goldleisten hatte, lächelte, senkte den Kopf und guckte von der Seite her: »Also, ich weiß net recht. . . Und eigentlich ist es eine Gemeinheit.« – »Wenn du's nur einsiehst.« – »Aber ich meine doch: Von mir ist es eine Gemeinheit, wenn ich das jetzt hier hineinschreib.« – »Wie du meinst. Dann läßt's halt bleiben.«

Sie dachte wieder nach, biß auf den gelben Bleistift; schrieb ein Wort, wischte mit der Zungenspitze über die Lippen und ließ die Zungenspitze aus dem Mundwinkel schauen. Dann legte sie Notizbuch und Bleistift weg, lehnte sich zurück und sagte: »Es wär halt *doch* eine Gemeinheit.« Sie hatte geschrieben: »Ich liebe ihn arg, aber. . .« und sonst nichts. Als er's las, lachte sie. Kandel sagte: »Hast du zu-